
BENJAMIN JAHN ZSCHOCKE

DIE UNTERGEHER

Wo das Sein sich selber verneint, da wird ein verbotener Gedanke gedacht; eine Verwirrung der geistigen Sphäre geschieht, deren Folgen so wenig mehr aufzuhalten sind wie die Wirkung eines Steinwurfes auf eine Wasserfläche. Das Leben ist dem Leben verpflichtet; wo es sich nicht verwalten kann, nicht verwalten will, da gibt es ein zerstörendes Beispiel, zeugt der Tod sich fort.
Reinhold Schneider, *Über den Selbstmord*

Ich will die Geschichte meiner Familie erzählen, weil sie typisch erscheint für die deutschen Nachkriegsgenerationen. Sie ist eingewoben in die Landschaft des Zschopautals: eine 130 km lange, fruchtbare Hügellandschaft des Sächsischen Erzgebirges. Im nördlichen Teil liegt zwischen den Städten Frankenberg und Flöha das kleine Dorf Altenhain. Das Waldhufendorf wurde im 12. Jahrhundert gegründet und 1378 erstmals urkundlich erwähnt. Dort ist meine Familie angesiedelt; bis ins Jahr 1504 läßt sie sich lückenlos nachweisen. Die Zschockens waren Eigentümer von 42 Hektar Grund und Boden und damit die einflußreichste nicht-adlige Familie in der Region. Nur der Vorwerksbesitzer Graf Vitzthum von Eckstädt auf Lichtenwalde verfügte mit 47 Hektar über noch mehr Land. Diese Machtstellung erklärt, warum das Richteramt in Altenhain (sog. walzendes Gericht) über viele Generationen bei meiner Familie lag. Wie eine mächtige Gerichtslinde war diese Familie durch die tellurischen Kräfte des Bodens, der sie umgab, zu weitreichender Bedeutung gelangt.

Sinnbild dafür ist das Zschockensche Stammgut in Altenhain, das noch heute auf dem höchsten Punkt des Dorfes thront, umgeben von sogenannten Auszugshäusern,

in welche die jeweiligen Voreigentümer bei einem Eigentumswechsel umzogen. Der Zschocken Johann Gottlieb, der letzte Eigentümer des Stammgutes, stirbt 1894 kinderlos. Erbin wird seine Frau, die Zschocken Johanne. Mit ihrem Tod geht das Gut 1913 auf ihren zweiten Mann über und ist seither nicht mehr in Familieneigentum.

In eines dieser Auszugshäuser wird 1892 der Zschocken Friedrich geboren, mein Urgroßvater. Weder seine Eltern noch seine neun Geschwister ahnen, welchen Weg dieser Untergeher einmal einschlagen wird. Friedrich, der derbe, eigensinnige Choleriker, lernt das uralte Bauernhandwerk, obwohl sein Vater, der Zschocken Bruno, nur noch im Nebenberuf Bauer ist. Hauptberuflich ist er Geschirrführer, also einer, der schwere Lasten mit dem Pferdefuhrwerk transportiert. Die Familie bewirtschaftet kleine Felder und Streuobstwiesen für den Eigenbedarf und hält Nutzvieh. Geld wird durch Lohnarbeit auf den Zschockenschen Äckern verdient.

Auch die Söhne des Zschocken Bruno werden aus ihrer Verwurzelung gerissen und in den Ersten Weltkrieg geschleudert. Der älteste Sohn Bruno stirbt 1916 an den Folgen einer Verwundung, Hugo fällt 1918 in Flandern, Paul und Karl kehren gesund heim, doch verlassen sie den Hof und ziehen in die benachbarten Städte Flöha und Chemnitz. Nach dem Einsatz als Ulane kehrt auch Friedrich 1919 nicht in sein Heimatdorf zurück. Der Zschocken Bruno hat mit einem Schlag alle seine Söhne verloren und ist damit kein Einzelfall. Nahezu alle Stammbäume im deutschen Faserland beginnen in diesen Jahren zu zerfasern.

1915 ist Friedrichs erste Tochter Hulda geboren. Friedrich muß nach dem Krieg auf eigenen Füßen stehen

und zieht zu ihr und ihrer Mutter ins nahegelegene Ebersdorf. Alle nur denkbaren Aushilfsarbeiten nimmt er an und faßt, wie später auch sein Sohn, der Zschocken Paul, bei der Reichsbahn in Chemnitz Fuß. 1920 wird Wieland geboren, 1922 Hermann, 1925 Gerlinde. 1928 erblickt Paul das Licht der Welt, und Friedrich, nunmehr zum Lokomotivheizer aufgestiegen, unterzeichnet den Kaufvertrag für ein eigenes Haus und damit letztlich sein Todesurteil. Die Schulden wird er nie zurückzahlen können.

Die unterhalb des Hauses liegenden Streuobstwiesen, ein großer Garten und einiges Nutzvieh sorgen wie in Altenhain für das Überleben. In den Stuben aber haust die Bitternis, über dem Haus schwebt der schwarze Engel. Der Alltag ist hart, die Tage sind end- und freudlos. Allabendlich kommen die riesigen schwieligen Hände Friedrichs schwer und tönern auf dem Küchentisch zu liegen. Immer öfter züchtigen sie die Söhne, die nicht helfen wollen beim Ausbau des Hauses. Man braucht dringend zahlende Mieter. Nur Paul widerspricht nicht und schuftet mit Friedrich in den Feierabendstunden. Zusammen heben sie unter anderem die Gruben für zwei große Anbauten aus. Paul, ein zarter Junge von zwölf Jahren, ruiniert sich dabei sämtliche Gelenke.

Ein weiterer Schatten liegt auf Friedrichs Seele: Daß er kein Mitglied der NSDAP ist und auch keines werden wird, nimmt eine NS-Ortsgröße zum Anlaß für jahrelange Sticheleien und öffentliche Anschuldigungen. Friedrich wird wegen seiner kriegswichtigen Tätigkeit bei der Reichsbahn vom aktiven Kriegsdienst freigestellt: Was lange schwelt, bricht endlich aus. Der Unruhestifter nennt den ehemaligen Ulanen Friedrich einen Drückeberger und bekommt die Faust des Cholerikers zu spüren, der täglich eine halbe Tonne Kohle schaufelt. Dieser wird nicht wegen Körperverletzung, sondern wegen Diebstahls angezeigt. Die teure Lederjacke eines Vorgesetzten wird wenige Tage später – Welch Zufall! – in Friedrichs Arbeitstasche gefunden. Sein Hirn glüht rot auf. Er versucht zu beweisen, daß er nicht gestohlen hat, unternimmt gar den hilflosen Versuch, beim Gauleiter in Dresden vorzusprechen und die Sache richtigzustellen.

Am Vormittag des 14. Dezembers 1943 sind die Frauen beim Dorfbäcker zum Stollenausbacken. Es schneit schwer in den Nebel hinein. Der 15jährige Paul findet den Vater erhängt in der kleinen roten Gartenlaube, die vor dem Haus steht. Nun trägt Paul den schwarzen Engel im Herzen.



Das Stammgut, 1910. ©Benjamin Jahn Zschocke

Der Zschocken Hermann wird seinen Bruder Paul in den folgenden Jahren zweimal mit einem Strick in der Hand an der Treppe zum Wäscheboden abpassen und zum Umkehren bewegen können.

Das langgezogene, weiß gestrichene Bauernhaus, in dem all das stattfand, steht noch heute am obersten Rand von Ebersdorf. Es ist ein schauerlicher Ort, den ich nur ein einziges Mal besuchte. Der jetzige Eigentümer ahnt die Geschichte oder weiß sie auch. Er hat den Kontakt wegen zu vieler Fragen abgebrochen. Sieben Untergeher haben hier gelebt. Nicht nur der Zschocken Friedrich stirbt hier, sondern 1966 auch sein Sohn Paul. Vom Fenster seines Sterbezimmers schaut er direkt auf die kleine rote Gartenlaube. Pauls Schwestern Hulda und Gerlinde sterben 1956 und 1971 in den Häusern ihrer Ehemänner in Ebersdorf von eigener Hand. Die Cousins Willy und Kurt verbringen ihre Jugend ebenfalls im langgezogenen weißen Bauernhaus. Willy zieht nach seiner Hochzeit 1938 nach Berlin und erhängt sich wenige Tage später. Kurt läßt sich 1941 von einer Eisenbahn überrollen. Pauls Schwägerin Hermine, Hermanns Frau, lebt nach dem Krieg ebenfalls einige Jahre mit der Familie in Ebersdorf und wird sich 1977 im benachbarten Hilbersdorf erhängen.

Das Wissen um diese Kaskade von Selbstmorden sickert tropfenweise in mein Leben, legt ein nasses, erstickendes Leichentuch über mein Denken, Fühlen und Handeln. Meine Fragen nach dem unbekanntem Großvater Paul, dem breitschultrigen und sensiblen Bauernsproß, der einmal, wie durch Fotos belegt, einen wilden Bock bei den Hörnern einfiel, und dessen Familie sind unerwünscht. Die kargen Antworten der Erwachsenen bedeuten mir, ich soll nicht fragen. Mit meiner Hochzeit und der Geburt

meines ersten Kindes wird mir dieser Zustand unerträglich. Ich beginne, nach meiner Herkunft zu forschen. In der Hauptlinie der Zschockens folgt auf den ersten nachweisbaren Gutseigentümer, den Zschocken Hans, sein Sohn, der Zschocken Blasius. Von oben nach unten zeichne ich die direkte Linie mit dem Zeigefinger nach: Michael folgt, darauf Johannes, Samuel, Christian, Johann Michael, darauf Johann Gottfried und dessen gleichnamiger Sohn, der Vater des letzten Gutseigentümers, des kinderlosen Johann Gottlieb. Über dessen Bruder, den Geschirrführer Bruno, gelange ich bis zum Jahr 1986 und also zu mir selbst.

Ab 1504 werden die Nachkommen mit jeder Generation weniger. Sind es im 16. Jahrhundert noch zehn bis zwölf, festigt sich deren Zahl im 17. und 18. Jahrhundert bei sieben bis zehn. Fast immer erreicht nur die Hälfte das Erwachsenenalter. Kuriositäten treten auf, zwei Drillingsgeburten: am 6. 11. 1574 werden Casparus, Maria und Christina geboren. Auf den Tag genau hundert Jahre später kommen nochmals Drillinge zur Welt, die aber sterben, ehe sie getauft werden können. Ab dem 19. Jahrhundert nimmt die Kinderzahl rapide ab, nach dem Ersten Weltkrieg hat sie sich im Durchschnitt halbiert. Viele Vertreter der heute lebenden Generation sind kinderlos und unverheiratet.

Mit dem 19. Jahrhundert verschwinden auch die landwirtschaftlichen Berufe. Handwerks- und Fabrikberufe entstehen, die Bindung an die eigene Scholle verliert an Bedeutung. Nur drei der heute lebenden Nachkommen sind noch in Altenhain ansässig, der Rest im mittelbaren Umland, eine Linie in Köln, eine andere in Höxter, eine sogar in den USA. Der Erste Weltkrieg ist der Anfang des Untergangs der Zschockens – wie für so viele uralte deutschen Familien die große Zäsur. Die Gemeinschaft löst ihre vitalen und sichernden Bindungen, die Moderne zwingt sich überall dort dazwischen, wo früher Tradition und Überlieferung werterhaltend wirkten.

Das Dorf Altenhain betrete ich trotz seiner Nähe zu meinem Geburtsort erst im Frühling 2014 zum ersten Mal. Die Häuser sind so eng in das Bachtal geklemmt, daß die schmale Straße auch als Fußweg dienen muß. Nach monatelangen Recherchen habe ich einen Dorfbewohner ausfindig gemacht, der mir Auskunft geben will. Ich treffe den Cousin meines Großvaters Paul, der ihn noch zu Lebzeiten gekannt hat. Von ihm, dem 86jährigen wetterfesten Landmann, bekomme ich ein über hundert Jahre altes Foto des Zschockenschen Stammgutes. Umrahmt vom

Hofgesinde sitzt ganz vorn die Zschocken Johanne, die letzte Gutseigentümerin. Rechts am Fuhrwerk stehend ist mein Urugroßvater zu sehen, der Zschocken Bruno. Im Gespräch mit dem Cousin meines Großvaters unter der niedrigen Decke der Bauernstube erfahre ich von einer Geschichte, die hier geduldig auf mich gewartet hat. Ich durchlaufe hernach die hügeligen, das Dorf umgebenden Wiesen und Äcker, die bis an den Horizont zu reichen scheinen. Die tellurischen Kräfte strömen mir zu, ich sehe mich selbst von oben auf den Feldern meiner Ahnen stehen. Aber ich weiß doch, *dies ist keine Heimkehr*. Jemand ruft, kommt schlurfend näher. Das kernige Bauerngesicht des jetzigen Gutseigentümers ist vom Suff aufgedunsen. Ich verschwinde.

Ich fahre weiter zum Familiengrab neben der spätgotischen Stiftskirche im nahegelegenen Ebersdorf, einem ehemaligen Wallfahrtsort. »Ruhestätte der Familie Zschocke« steht in goldener Frakturschrift auf dem Stein. Ich stelle mir vor, welche Flammen im Erdreich unter diesem Quader gelodert haben müssen, als ein Untergeher nach dem anderen hier eingefahren ist: All die abgerissenen Lebenswege! Eine Ruhestätte? Aus den Kirchen- und Bestattungsbüchern weiß ich, wer hier wann zu Grabe getragen wurde, ob es eine Grabrede gab oder – wie meist – keine.

Was in den Köpfen von Friedrich und Paul, von Hulda und Gerlinde, von Willy und Kurt und schließlich von Hermine im Moment vor ihrem selbstbestimmten, aber sicher nicht »freien« Tod vorging, versuche ich, seit ich denken kann, herauszufinden. Hermann Burger schreibt eingehend zum Thema Selbstmord: »Eine Freiheit, die ich nicht erlebe, nicht bestätigen kann, ist keine Freiheit.« (*Tractatus logico-suicidalis*, 1987) Vor dem Familiengrab stehend, weiß ich heute, dass mich fast nichts verbindet mit der Lebenswirklichkeit meiner Ahnen. Peter Sloterdijk bezeichnet in *Die schrecklichen Kinder der Neuzeit* (2014) die Moderne zu Recht als »antigenealogisches Projekt«. Die industrielle Revolution und zwei Weltkriege haben mich abgeschnitten vom Adergeflecht der eigenen Herkunft, der ererbten Überlieferung. Ich kann an sie nicht anknüpfen. Nur durch einen milchigen Schleier erahne ich, was meine Vorfahren umgetrieben hat, was ihre Gebräuche waren, ihre täglichen Freuden, Sorgen und Nöte. Die Untergeher glaubten an keine Zukunft, sie gingen unter. Nur Paul hinterließ einen Sohn, meinen Vater.

Aber es ist nicht der Verlust der damaligen Lebenswirklichkeit, der mich beschäftigt. Es ist die Dimension des Kulturumbuchs nach 1945. Auch die Menschen der frühen Renaissance müssen diesen empfunden haben, wenn sie auf den riesigen Epochenraum davor zurückblickten. Was 1914 begann und 1945 endete, war eine fundamentale Umwälzung aller bisher bekannten Vorstellungen und Werte. Dieser Bruch ist so tief, daß man heute alle vor dieser Umwälzung Lebenden als einen anderen Typ Mensch betrachten muß, dessen Traditionen nur noch museal sind. Ich ahne beim Blick auf das hinter mir liegende Familienchaos, wie hart und grauenhaft diese Überhangzeit nach 1945 gewesen sein muß, als das Alte noch nicht verschwunden und das Neue noch nicht manifest war. Die Untergeher wollten weg. Hermann Burger schreibt: »Es gibt das ›Drüben‹, zu dem der Freitöddler aufzubrechen meint, nicht. Der Suizid ist eine Neigung nach dem Nirgendwo.« Florian Huber schildert in *Kind, versprich mir, dass du dich erschießt* (2015) eine noch krassere Selbstmordkaskade als die meiner Familie, nämlich die Tragödie von Demmin. Im Frühjahr 1945 wurde die kleine, in Vorpommern gelegene Stadt unmittelbar vor dem Einmarsch der russischen Streitkräfte von der größten Selbstmordwelle der deutschen Geschichte erfaßt. In weniger als einem Monat brachten sich nahezu tausend Einwohner um. Aber die Angst und die Neigung zum Nirgendwo schwammen nicht nur in Demmin oder in Ebersdorf wie ein Virus im Blut der Menschen. Der durch den Versailler Frieden hervorgerufenen, unnatürlichen Schwäche Deutschlands folgte ab 1933 eine wahnhafte Stärke, deren endgültiger Zusammenbruch die überlebenden Deutschen in eine existentielle Depression stürzte, welche nach Reinhold Schneider Voraussetzung für jeden Selbstmord ist. Ein ganzes Volk war traumatisiert, da es den täglichen Zusammenbruch nicht verarbeiten, sich mit der Atomisierung der Gemeinschaft nicht abfinden konnte und in seinen Nöten nirgendwo mehr Unterschlupf fand. Sabine Bode analysiert das sehr eindringlich in ihrem Buch *Kriegsenkel* (2012). Ausgehend von der Traumaforschung an Holocaust-Überlebenden skizziert sie das Bild einer am Krieg psychisch erkrankten Generation und ihrer Erben.

Ich beginne zu verstehen, was meine Vorfahren, zumal meinen Großvater Paul bewegt haben muß, als er am Vormittag des 30. März 1966 den Gashahn aufdrehte und unterging. Die von seinem Vater ererbten Schulden



Benjamin Jahn Zschocke: *Bauernhochzeit*, 2014.

hatten sich nach den Währungsreformen zwischen 1929 und 1948 in untilgbare Höhen geschraubt. Die schlechte Ernährung der Kriegsjahre und die harte Arbeit am langgezogenen weißen Bauernhaus hatten seine Gelenke verschlissen. Der 37jährige Paul konnte nur noch unter größten Schmerzen gehen, dem Einsneunzigmann drohte der Rollstuhl. Die fünfhundertjährige Geschichte seiner Familie hatte keine Bedeutung mehr. Die Bindungen zwischen den Menschen waren aufgelöst, und ebenso die Bindungen zwischen den Menschen und ihrem ererbten Grund und Boden. Mein Vater sagte einmal über die Wochen vor Pauls Tod: Der Vater kam manchmal abends nicht nach Hause, und wir suchten ihn dann. Wir ahnten, er war in der »Linde« gewesen und hatte sich im Dunkeln dann auf die Gleise gelegt.

Hermann Burger bestimmt den Zeitpunkt des Untergangs genau: »Der endogen Depressive bringt sich nicht um, wenn er im tiefsten Loch sitzt, da möchte er am liebsten zerschellen; er tut es, wenn es ihm den Anschein nach besser geht. Dann erst ermißt er die ganze Tragik seines Schicksals.« Pauls Tod ist eine weitere Zäsur der Familie Zschocke. Alle Zelte werden abgebrochen, Ehefrau und Sohn ziehen, endgültig traumatisiert, hastig aus dem langgezogenen weißen Bauernhaus aus. So gut wie alles nicht Lebensnotwendige wird zurückgelassen. Vom Zschocken Friedrich besitze ich deshalb nur ein einziges Foto, vom Zschocken Paul einige wenige. Der Ring mit seinen Initialen wird bei einem Einbruch in die Wohnung meiner Eltern 2012 gestohlen, ebenso sein Zigarettenui und seine Armbanduhr. Das einzige physische Erinnerungstück ist seine lederne Aktentasche, mit der er bis zu seinem Untergang täglich zur Arbeit bei der Reichsbahn ging.